

Zeitschrift: Solothurnisches Wochenblatt
Herausgeber: Franz Josef Gassmann
Band: 7 (1794)
Heft: 5

Artikel: Was doch eine Pfeiffe Taback nicht vermag!
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-819676>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Solothurnisches Wochenblatt.

Samstags den 1ten Jorung, 1794.

N^{ro.} 5.

Was doch eine Pfeiffe Taback nicht vermag !

Daß man große Massen, hohe Berge, weite Stern-Entfernungen nach einem großen Maßstab ausmisset, dies mag der Bequemlichkeit wegen noch so hingehen, ob es gleich durch das Kleine auch geschehen könnte; Aber alle wichtigen Vorfälle aus eben so wichtigen Quellen herleiten zu wollen, dies scheint mir schlechterdings widersinnig. Es ist in der That eine herzliche Freude, wenn man zusieht, wie ernsthafte Geschichtschreiber, und politische Kannegießer sich den Kopf zerbrechen, damit sie für große Begebenheiten auch große Ursachen ausfindig machen. Der erste Kammerdiener seiner Majestät, die erste Maitresse, und der erste Hofjud müssen sich gewiß oft auf die Lippen beißen, wenn sie hören, wie die überweisen Schriftsteller die Bewegungsgründe zu den Kriegs- und Friedens Operationen ihrer Höfe entwickeln.

Wenn wir auf die größten Weltbegebenheiten, auf die Entstehung der nützlichsten Künste und Wissenschaften zurück gehen, so finden wir, daß sie meistens aus unbedeutenden Kleinigkeiten entstanden sind. Die

Sternkunde haben wir einem müßigen Schäfer zu verdanken, der bey hellen Mondnächten aus langer Weile die Gestirne abzählte; ohne ihn hätten wir weder Kalender noch Zeitrechnung. Ein verliebtes Mädchen zeichnete an einem Winterabend den Schattenriß ihres Geliebten an die Wand, und so entstand die Malerey, die nachher zur Erfindung der Kupferstiche und Buchdruckerkunst Anlaß gab. Nehmt diese drey wichtigen Erfindungen weg aus der Welt, und wir leben wieder im Dunkel barbarischer Unwissenheit. Kartes traf einst auf seinen philosophischen Spaziergängen einen Fischerknaben an, der gedankenvoll in den vorüberfließenden Strom sah; — Wie weiß du's, daß du da bist, fragte der gallische Weltweise; — Ich denke, also muß ich da seyn, gab der Junge zur Antwort. — Cogito, ergo existo, murmelte der Philosoph, gieng nach Hause, schrieb seine vielzähligen Traktaten, worüber sich Könige, Priester und Laien ein ganzes Jahrhundert weidlich zerzankt haben. Der Fall eines Apfels lehrte den großen Newton das System der Welten. Shakespear, der größte aller dramatischen Schriftsteller, sah ein Marionettenspiel, lachte, und schrieb nachher seinen Hamlet. Der Urphilosoph von Königsberg nahm eines Abends eine Schale Kaffee mehr als gewöhnlich, er konnte nicht schlafen, hatte lange Zeit; da dachte er nach über den Ursprung des Zeitbegriffs, verglich ihn mit dem Raum, und fand, daß beyde nicht abgezogene Begriffe, sondern reine Anschauungen, vorläufige Bedingungen aller Sinnlichkeit, seyen. Auf diese zwey Gedanken baute er seine ganze Vernunftkritik, die

fest da steht, wie ein Berg Gottes, den selbst die Pforten der ganzen unphilosophischen Hölle nie erschüttern werden. — Diese Beispiele sind mehr als hinlänglich meinen obigen Satz von der einen Seite zu beweisen, nun wollen wir die andere auch ins Licht stellen.

Man weiß aus der Geschichte, daß die kleine Stumpf Nase der herrschsüchtigen Kopolane die Gesetze des größten orientalischen Königreichs umgekehrt hat. Dies war eine so wichtige Begebenheit für die Muselmänner, daß die Bonzen und Fatirs die Möglichkeit davon bis auf diese Stunde noch nicht begreifen können, ob sie gleich unlängbare Thatsache ist. Etwas ähnliches hat in der Vorzeit eine Tabackspfeife verursacht.

Mahomet der Vierte war wider alle Gewohnheit seines Landes ein ~~Erst~~ vom Tabackrauchen; schon der Anblick einer Pfeife machte ihn übler Laune. Eines Abends kam er in das Zimmer seines Durbanbedienten, der mit aller Herzenslust am zeitversüßenden Rauchwerk begriffen war. Dieser unholde Dampf wirkte so unfreundlich auf des Sultans Gehirn, daß er vor lauter Kopfschmerzen die Nacht durch kein Aug schließen konnte. Voll Verdruss ließ er seinen Großvezier rufen, damit er ihm was vorschwazzen sollte. Dieser erschien, verbeugte sich tief und sprach:

Beherrscher der Welt, größtes Licht zwischen Sonne und Mond, was steht zu Befehl?

Mahom.

Mahom. Großer Narr, wär ich das größte Licht zwischen Sonne und Mond, — zu was jene Nachtlampe dort? — Hör, ich kann nicht schlafen, habe Kopfswehe zum Nasendwerden. Der verfluchte Hund, der Turbanbediente mit seinem Tabackschmauchen! Aber sag mir doch, warum kann ich diesen Dampf nicht vertragen, da doch meine ganze Nation vom Morgen bis an den Abend an der Pfeiffe lullt?

Grosv. Großer Sultan! Amaruth ihr Vater, preiswürdigen Angedenkens, konnte es auch nicht ausstehen. Osmann, ihr Grosvater, hat es verboten, da wurde das Volk aufrührisch. Mustapha, ihr Urahn, dieser Blitzstrahl im Schlachtfeld, starb wegen Tabackdampf an Kopfschmerzen, nachdem er tausend Schwertern des Todes Droz gebot.

Mahom. Woher war dieser Mustapha?

Grosv. Aus der Insel Candien; und von dorthier mögen sie vielleicht diese Tabacksantipathie ererbt haben; denn ihr Herr Urahn soll ein großer Freund von fränkischen Slavinnen gewesen seyn, die den Tabacksdunst durchaus nicht leiden können.

Mahom. Du bist ein Meister in der Genealogie. Wer besitzt nun diese Insel?

Grosv. Die Venezianer.

Mahom. [Schüttelt den Kopf] Es ist doch unbillig, daß der Geburtsort meines Urahns, der an Kopfschmerzen starb, in fremden Händen seyn soll.

Grosv. Ich hab es auch schon gedacht. Sultan, sprich ein Wort, — tausend Rosschweife — und übermorgens halten wir Mahlzeit auf der schönen Insel Candien.

Mahom. Dies wäre alles herrlich ! aber ein unschuldiges Volklein ohne Ursach mit Krieg beunruhigen, wäre dies nicht wider Vernunft und Menschenliebe ? Der Alforan sagt : Vertheidige dich in der Noth , aber niemals wende die Waffen gegen den , der dich nie beleidiget.

Grosv. Dieser Grundsatz mag die Unterthanen angehen , aber keinen Sultan. Der Mächtigere greift , so weit er kann. Krieg ist Gesetz der Natur. Sieh die Thiere , alle leben in einem beständigen Krieg. Alle , die Himmel und Laube so gar , verschlingen eine ungeheure Menge unmerklich kleiner Thierchen. — Luft, Erde, Wasser, überall Krieg und Verwüstung. — Sollte der erhabnere Mensch allein in ruhmloser Unthätigkeit verfaulen ? Nein , siegen ist die einzige Kunst , in der sich jeder Volksbeherrscher üben soll.

Mahom. Ha ! über die schöne , herrliche Kunst ! Die Felder verwüstet , Wohnungen zerstört , und ein Jahr in das andere gerechnet , von hunderttausend Menschen vierzig tausend der Schlachtbank überliefert. — Und wer darf es läugnen , daß Pest und Hungersnoth nicht immer die unseligen Folgen davon sind ?

Grosv. Grosmächtiger Sultan , was wäre icht deine Herrlichkeit , hätte nicht dein Urahvater von Candien mit dem blutigen Schlachtschwert dir diesen Thron erworben , der nur so lang unerschüttert steht , als man sich durch die Waffen furchtbar macht. Und ist es nicht ein Bonnegedanke , sein Reich zu erweitern , um mehrere tausend Menschen durch weise Ge-

setze glücklicher zu machen. Sieh deine Untertanen, sie blühen unter dem wolthätigen Glanz deiner Regierung, wie die Rosen von Damaskus.

Mahom. So hat denn wirklich mein Urahn aus Kandien diesen Thron mit den Waffen erstiegen?

Grosu. Richtig. Auch starb er blos deswegen am Kopfweh, weil er vor der Zeit sich zur Ruhe begab. Wer weiß, ob nicht ein gleiche Unpäßlichkeit —

Mahom. Still! Laß Schiffe ausrüsten, und segle ab, sobald es möglich.

Man rüstete eine ungeheure Flotte aus. Eine halbe Million Menschen wurde zusammen gerafft, die sich leicht vorfanden, weil sie einer Seits nichts zu verlieren hatten, und andrer Seits einen guten Gehalt, und reiche Beute vor sich sahen. Man setzte ihnen einen Kriegsturban auf den Kopf, umgürtete ihre Lenden mit einem langen Sabel, und so stachen sie unter dem Jubelgeschrey der halben Stadt in die offne See. — Alles billigte diesen Krieg, die Ráthe, Hofbeamten, und auch die sanften Schönen im Serail, denn was war klarer, als dieses Recht auf den Geburtsort des großen Mustapha? Man bethete so gar in den Moscheen um einen glücklichen Erfolg.

Die Flotte landet glücklich an der Insel Kandien. Der Angriff war entsetzlich, der Widerstand hartnäckig; Blut fließt von allen Seiten wie Wasser; Greise, Weib und Kinder werden nicht geschont; die Wohnungen stehen in Flammen, alles wird in Schutt

und Asche verwandelt. Die Sieger nach einem ungeheueren Verlust an Verwundeten und Todten kehren mit reicher Beute zurück. Man empfängt sie mit Jubelgeschrey; dankt in den Moscheen dem Gott des Friedens für seinen Beystand, und jedermann überläßt sich einer ausschweifenden Freude.

Die Venetianer ergrimmt über diesen Verlust, segeln mit einer großen Kriegsflotte auf Morea zu, um sich durch die Wegnahme dieser Insel schadlos zu halten. Kaum war diese Nachricht am Hofe des Sultans, so entschloß er sich in eigener Person diesem barbarischen Raubgesindel entgegen zu ziehen. Welch eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, sagte der Grosvezier, das Eigenthum eines Sultans anzugreifen! Tausend Rosschweife wurden aufgeboten, und noch eine große Anzahl Freywillige zogen mit. Wie sie ankamen, war die Insel schon in feindlicher Gewalt.

Der Gestüß waare ein schreckliches Treffen. Die Venetianer stritten mit Löwenmuth. Die Muselmänner sanken unter ihren Hieben, wie Grashalme unter der Sense des Mäders. Der Sultan konnte sich kaum noch mit wenigem Gefolg auf einen Hügel retten; von da aus sah er auf das blutige Schlachtfeld, alles mit Leichen bedeckt. — Großer Muhamed! sprach er mit einem Thränenblick gen Himmel, wer hat all diesen Jammer angerichtet? — eine Tabackspfeiffe. —

Aebuliche Vorfälle giebt es viel im menschlichen Leben; zwar sind die Hauptpersonen nicht immer Sultanen und Grosveziers, aber dies thut ja nichts zur Sache.